

Hypnotisch teuflisch Neusprech II

[Rezension: Boualem Sansal: 2084 Das Ende der Welt]

Wie der Leser richtig vermutet, nimmt Boualem Sansal bereits im Titel seines in deutscher Übersetzung kürzlich erschienenen Romans *2084 Das Ende der Welt* (kurz: *2084*) Bezug auf den Orwell-Roman *1984*. Dann, in einem der Geschichte vorangestellten Hinweis, warnt er den Leser. Er möge sich davor hüten, diese für wahr zu halten. Es gäbe keinen Grund dafür zu glauben, dass eine Welt wie die darin beschriebene in Zukunft existieren werde, „so wenig wie die von Meister Orwell vorgestellte Welt des Big Brother ...“ Es bedarf wenig Phantasie, gerade wegen dieses Hinweises, eine Mahnung herauszulesen, die auf gefährliche Tendenzen in der realen Gegenwart verweist.

Weitere Parallelen zwischen beiden Werken ließen sich anführen. Eines der hervorstechendsten Merkmale besteht in der Entwicklung einer fiktiven Sprache, hier wie da *Neusprech* genannt, wobei im vorliegenden Roman mit *Abilang* die Bezeichnung konkretisiert wird. Den beiden Neusprechs gemeinsam ist die prägnant-knappe Ausdrucksweise. In *2084* wird zudem für ihre Einführung eine religiöse Begründung mitgeliefert: Erhabenheit, Würde und Überlegenheit der neuen Religion, in deren Zentrum *Yölah* der alleinige Gott und sein Entsandter *Abi* stehen, dürften nicht mit einer überkommenen Sprache beschmutzt werden. Und was hat die Sprache *Abilang* sonst zu bieten? Hypnotische Macht wird ihr ebenso zugeschrieben wie teuflischer Charme, durchaus zweckdienliche Herrschaftsinstrumente. Ihre Ausdrucksmöglichkeiten jedoch sind begrenzt, ihre Wörter mehrheitlich einsilbig, wie der Name des Propheten: *Abi*, des Protagonisten: *Ati*, seines Freundes: *Koa* usw. usf; nicht einsilbig ist der allmächtige Gott *Yölah*, dessen Worte im *Gkakul* verzeichnet sind, sodass sie in der *Mockba* den Gläubigen verkündet werden können. Der ernste Hintergrund hindert den vielfach geehrten algerischen Autor nicht daran, seine Geschichte mit viel Humor zu erzählen.

Damit sind zwei gewichtige Unterschiede zwischen *1984* und *2084* aufgezeigt. Während in *1984* von den Auswüchsen in einer säkularen Diktatur die Rede ist, handelt es sich beim Reich *Abistan* um einen Gottesstaat, dessen Bezüge zum Islam unverkennbar sind. Zwar greifen in beiden Romanen autokratische Verhaltensregeln bis weit ins Persönliche hinein. Jedoch werden die religiös fundierten Instruktionen transzendiert und greifen unmittelbar nach der Seele; ein Umstand, der ablenkt von den Machthabern, an deren Spitze der noch unter den Gläubigen weilende Entsandte *Abi* thront und gemeinsam mit dem *Rat der Gerechten Brüderlichkeit* die Geschicke der – wie im Verlaufe der Erzählung immer deutlicher wird – überwiegend naiven Bevölkerung leitet.

Überzeichnete Ausgestaltung kennzeichnet beide dystopische Werke. Doch während Orwell die düstere Zukunft in entsprechenden Farben malt, setzt Sansal zunehmend auf humorigen Ton. Fast gerät ihm die Negativvision zur Satire. Und dieses Land, dieses *Abistan*, das, in sechzig Provinzen eingeteilt, fast die gesamte Welt umspannt, könnte ebenso gut Absurdistan heißen.

Doch zu detailliert und klug sind jene Fallstricke beschrieben, denen die *Abistani* ausgesetzt sind. Sie reichen von nachvollziehbaren gesellschaftlichen und religiösen Geboten bis hin zu absurden Verboten und drakonischen Maßnahmen. Ein ausgefeiltes Bestrafungs- und Belohnungssystem verhindert das Aufkommen individueller Bedürfnisse und Begehrlichkeiten. Alles fiebert dem *Tabelo* entgegen, dem Tag der Belohnung. Dafür übernehmen die Bewohner mit einem Lächeln oder einem Zähneknirschen ehrenamtliche Dienste oder denunzieren Nachbarn und Freunde.

Boualem Sansal entwirft eine Welt, deren Plausibilität sich aus einem dichten Beziehungsgeflecht im Gegenständlichen und im Symbolischen erklärt und die sich trotz moderner Errungenschaften märchenhaften orientalischen Vorstellungen nicht verstellt. Spricht er von Karawanen, so verschwinden LKW's hinter Maultieren, redet er von Herrschercliquen, so nennt er diese Klans, Reisende heißen Nomaden und sind Monate unterwegs oder Jahre.

Vor diesem Hintergrund lässt Boualem Sansal der Entfaltung der Handlung sehr viel Zeit. Nur selten setzt er Dialoge ein, der Ton ist gelassen, die Stimme aus dem Off zum Film, der Leser hört mit Lust zu. Drastische Formulierungen, die das deskriptive Timbre immer wieder durchbrechen, stören nicht, kitzeln eher Höchstgenuss heraus.

Im Mittelpunkt der Geschichte steht *Ati*, nicht zu verwechseln mit dem göttlichen Entsandten *Abi*. Seit längerer Zeit verharrt er mit einem Lungenleiden in einem Sanatorium, ehemals eine viel umkämpfte Festung. Die bissig-kalte Bergluft scheint zu seiner Genesung mehr beizutragen als die karge medizinische Betreuung. *Ati* hat viel Zeit und Muße nicht nur seine unmittelbare Umgebung mit kritischem Blick zu beobachten, sondern auch die Gesellschaft allgemein zu durchleuchten. Deren teils irrwitzigen Regularien sind die Sanatoriumsinsassen nicht unmittelbar ausgesetzt, die Distanz befördert kritische Töne. Und irgendwann hört er dieses eine Wort, das er selbst nicht zu denken wagt. Hautnah beschreibt Sansal wie sich *Ati* von inneren Fesseln zu lösen versucht, wie es ihn ihm gärt, wie es ihn hin und her reißt zwischen Vorschriften und dem Drang nach freiem Raum, zwischen Freiheitsdrang und Seelenheil und wie er schließlich in einsamer Nacht dieses eine Wort hervorstößt: Frei...heit.

Dann, als geheilt entlassen, macht er sich auf den nicht enden wollenden Weg, schließt sich Karawanen an. Unterwegs trifft er auf den Archäologen *Nas*, der ihm von einer sonderbaren Ausgrabungsstätte berichtet, einem von allen verlassenem Dorf ohne Spuren von menschlichen Gebeinen, jedoch Funden, „die die symbolischen Grundlagen von *Abistan* selbst revolutionieren könnten.“

Ein Jahr dauert es bis zu *Atis* Ankunft im heimatlichen Stadtteil von *Qodsabad*, der Hauptstadt des Reiches. Er wird freundlich empfangen. Nach einer kurzen Zeit der Anpassung folgt erneute Unruhe. Einmal gesät, Zweifel wächst und gedeiht, zumal er emotionale Schützenhilfe erhält. „*Ati*“, heißt es an dieser Stelle, „verabscheute das System“ und sein Freund *Koa* „die Menschen, die ihm dienten“. Die innere Unruhe macht die Beiden umtriebig. Sie entschließen sich, in eines der berüchtigten und geächteten Ghettos einzudringen, das, bewacht und von hohen Mauern abgeschottet, doch – über den Schwarzhandel – durchlässig ist. Hier herrscht eine ganz andere Stimmung. Es gibt keine Kontrollen in den Straßen, man kann einander ohne Misstrauen ansprechen, man kann sogar seinen *Burni* ablegen. Alles in allem viele Freiheiten, die den Beiden bisher fremd geblieben sind. Andererseits munkelt man, die Ghettos seien eine Einrichtung des Systems und dienen in Wahrheit der Kontrolle. Und nicht nur der Ungläubigen, der Renegaten, sondern gerade auch der Gläubigen. Wie könnte es sonst sein, dass der allmächtige Apparat vor den Toren seiner Hauptstadt so etwas duldet?

Zurück in der Welt der Gläubigen haben sie sich anderen Herausforderungen zu stellen. *Koa*, immerhin der Enkel des ehrfurchtsgebietenden *Mockbi Kho*, wird erwählt, als Ankläger bei einem der gefürchteten Schauprozesse zu fungieren; eine Ehre, die er kaum ablehnen kann. Die Beiden entschließen sich zur Flucht, um bei dem berühmten Gelehrten *Nas* Rat zu suchen.

Spätestens hier nimmt der Roman an Fahrt auf, der Leser wird näher an die Hauptfiguren herangeführt, Spannung begleitet ihren Weg. Sie gelangen in tagelangen Märschen ans andere Ende der Hauptstadt. Als sie bei allgegenwärtigen Kontrollen auffallen, gewährt ihnen ein gewisser *Toz* ganz in der Nähe einer majestätisch aufragenden Pyramide, der *Kiiba*, dem religiösen Zentrum, Unterschlupf. Hier stoßen sie auf merkwürdige Dinge wie Bücher in fremden Sprachen, auf Gegenstände, die dieser absonderliche Zeitgenosse als *Tisch* und *Stühle* bezeichnet und im Alltag benutzt. Er erzählt von seiner Faszination für eine entfernte Zeit mit Namen *20. Jahrhundert*, mit dessen Relikten er sein Haus bestückt und eine Art Museum.

Die Beiden staunen und verstehen nichts. So versucht *Toz* ihnen ein Bewusstsein von Chronologie, von Geschichte einzuflößen. Irgendwie sei die Zeit beim Jahr 2084 stehen geblie-

ben. Und so sehr er sich auch angestrengt habe, zu einem Jahr 2083 habe er nicht vordringen können. Bis es ihm nach vielen Mühen gelungen sei, die Zeitschranke zu durchbrechen und Wunder über Wunder an Vielfalt zu entdecken.

Die beiden Freunde beginnen zu verstehen und stellen sich Fragen. Weshalb hat dieser seltsame Mensch mit Verbindungen nach ganz oben sie aufgenommen? Warum werden sie auf der Straße trotzdem gejagt und voneinander getrennt? Weshalb haben sie diese Reise ans Ende der Welt überhaupt angetreten?

Boualem Sansal hat mit *2084 Das Ende der Welt* einen großartigen Roman geschrieben, der im französischen Original – *2084 La fin du monde* – bereits im Erscheinungsjahr 2015 mit dem *Grand prix du roman de l'Académie française* ausgezeichnet wurde; ein politisches Werk und ein Werk über die Schönheit der Sprache, das uns eindringlich warnt vor einem Ende der Geschichtlichkeit und einer *Abilangisierung* der Sprache.

Originaltitel: »*2084 La fin du monde* «

06/2016 © by Janko Kozmus